

1 Einleitung

„Ich schlug meine Tschechow-Ausgabe auf und mein Blick fiel auf die Zeile: ‚Wir werden Frieden finden. Wir werden den Engeln lauschen und den Himmel funkeln sehen vor Diamanten.‘ Ich klappte das Buch zu und spürte, wie die Worte mir ins Blut schossen gleich einem Martini von Onkel Charlie. Ich hatte Frieden gefunden, ich hatte Engel gehört, und der Himmel war tatsächlich voller Diamanten – es schneite dicke fedrige Flocken, und in dem von Glaswänden umgebenen Laden kam ich mir vor wie in einer Schneekugel. Ich sah zu, wie der Schnee den Campus betupfte, trank einen Schluck Kaffee, hörte Mozart und sagte mir – warnte mich – das muss es sein. Glücklicher konnte ich nicht mehr werden. Ich stand kurz vor meinem Examen, ich bewarb mich an den juristischen Fakultäten, war wieder mit der Liebe meines Lebens zusammen. Und sogar meiner Mutter ging es besser...“ (S. 253), so schreibt J. R. Moehring in „Tender Bar“, einem autobiographischen Roman eines jungen amerikanischen Schriftstellers, der sofort nach seinem Erscheinen zum Bestseller wurde. Liegt dies nicht nur an den literarischen Qualitäten des Romans, sondern auch an seinem Inhalt – einer schließlich doch noch gelingenden persönlichen Entwicklung eines Jungen, der bald nach seiner Geburt, vom Vater, „einem gewalttätigen Gauner“, ohne einen Pfennig Geld verlassen wird, in Armut und Elend aufwächst, sich für seine überforderte Mutter verantwortlich fühlt und eine ausgeprägte psychische Störung mit Zwangsgedanken und Panik entwickelt? Trotz all dieser katastrophalen psychischen und psychosozialen Bedingungen schafft er es schließlich, dank eines Stipendiums an der Yale University aufgenommen zu werden, seine Alkoholsucht zu überwinden und zu einem Schriftsteller zu werden. Eine neue Version des amerikanischen Mythos, dass in diesem Lande immer noch Tellerwäscher zu Millionären werden?

Nein, der Roman spielt eine andere Melodie: Der kleine Junge ohne richtigen Vornamen hat, wie es die Resilienzforschung inzwischen belegt, trotz aller Armut, Gewalterfahrungen und psychischem und psychosozialen Elend, in entscheidenden Situationen seiner frühen Kindheit bis hin zur Spätadoleszenz das Glück, tragfähige, positive Beziehungen zu erleben, die in seiner Seele das „Prinzip Hoffnung“ (Bloch) implementieren und aufrecht erhalten – trotz aller Verzweiflung, Enttäuschung und Desillusionierung: Seine Mutter liebt ihn und hält zu ihm in allen Lebenslagen – bei aller Rollenumkehr und psychischem Missbrauch. In der „Tender-Dickins-Bar“ findet er Ersatzväter, die ihn trotz Alkoholsucht und bizarren Biographien als „Junior“ adoptieren und seine Beichten zu den Aufs und Abs seines Lebens rau aber authentisch interessiert entgegennehmen – und er trifft in einem Buchland in Arizona zwei schrullige Buchhändler, die ihn in die Welt der Literatur einführen und ihn ermuntern, sich in Yale zu bewerben.

1.1 Frühprävention – eine der dringendsten gesellschaftlichen Aufgaben heute¹

Junior wird nicht Millionär oder einer der Topgewinner einer globalisierten Wirtschaft, aber er findet – als Reporter einer renommierten Zeitung – schließlich seinen Platz in der Gesellschaft, ohne in Kriminalität oder Alkoholismus abzurutschen. In literarisch eindrucklicher Form gestaltet Möhringer unsere klinisch-psychoanalytische Erfahrung, dass es manchmal solche stimmigen Beziehungserfahrungen sind, die gefährdeten Kindern dazu verhelfen, ohne dass sie die familiären oder gesellschaftlichen Realitäten ändern können, einen Rest an Vertrauen in Andere, sich selbst und eine eigene Zukunft seelisch aufrecht zu erhalten. Dank eines rudimentären Verständnisses von Gewalt und Trauma können sie ihre resilienten Fähigkeiten stärken. Solche Erfahrungen legten wir – neben Ergebnissen der Resilienzforschung – als Hoffnung der Frankfurter Präventionsstudie zugrunde, denn ohne ein Stück Hoffnung, vielleicht sogar einen Schuss Omnipotenz und Selbstüberschätzung, hätten wir uns nicht an das Forschungsexperiment gewagt, dessen Ergebnisse in diesem Buch in einen breiteren theoretischen, institutionellen und gesellschaftlichen Kontext gestellt werden. Was soll schon eine wissenschaftliche Studie angesichts von gesellschaftlichen Entwicklungen ausrichten können, die bekanntlich die Schere zwischen Armen und Reichen immer weiter auseinanderdriften lässt, zwischen Kindern, denen alles offen steht und solchen, deren Schicksal schon beim Eintritt in die Schule besiegelt scheint. Gewalt, soziale Desintegration oder aber Depression, Sucht und andere Formen der psychischen Resignation gehören zu ihren Folgen, wie z. B. die Studie von Freyberg und Wolff zu nicht beschulbaren Jugendlichen so eindrucklich belegt hat (v. Freyberg und Wolff, 2004). Die untersuchten Jugendlichen wurden im Alter von 13–15 Jahren „ausgeschult“, weil sie wegen ihres gewalttätigen und dissozialen Verhaltens in allen verfügbaren Bildungsinstitutionen „nicht mehr tragbar waren“. Für die betroffenen Jugendlichen bedeutete dies eine Katastrophe: Der Weg in die Kriminalität, Drogensucht oder andere schwere psychopathologische oder psychosomatische Entwicklungen schien vorgezeichnet. – Welch' eine Kapitulation unserer Bildungsinstitutionen!

Auch diese Studie warf – wie „Tender Bar“ – die Frage auf, ob man solche desolaten Entwicklungen von Kindern hätte verhindern, oder mindestens abmildern können, wenn den Kindern und ihren Familien schon im Kindergartenalter die Hilfe angeboten worden wäre, deren sie so dringend bedurften. Stuart Hauser (2006), ein amerikanischer Forscher und Psychoanalytiker, hat Ergebnisse einer Studie publiziert, in der 150 extrem gewalttätige Kinder, die im Alter von 5–17 Jahren in einer psychiatrischen Institution untergebracht waren, als Spätadoleszente – zwischen 20 und 30 – sorgfältig nachuntersucht worden waren. Seine Ergebnisse entsprechen den Schilderungen im Roman von J.R. Moehring: Zwar haben die meisten

¹ In der Einleitung beziehe ich mich u. a. auf einen modifizierten Vortrag, der demnächst erscheinen wird (Leuzinger-Bohleber, Fischmann, Vogel, im Druck)

der behandelten Kinder problematische Karrieren genommen: sie wurden kriminell, drogensüchtig oder in anderer Weise schwer psychisch krank. Doch – entgegen der Erwartung von Fachleuten – haben sich immerhin 9 der 16 genauer untersuchten, ehemals schwer gewalttätigen Kinder erstaunlich gut entwickelt. Detaillierte Analysen ihrer Lebensgeschichten zeigten, dass diese Kinder (wie Junior) – im Gegensatz zu den Biographien der anderen – mindestens eine verlässliche, gute Beziehungserfahrung (zu einer Oma, einer Nachbarin, einer befreundeten Familie) machen konnten. Diese positiven Beziehungserfahrungen schienen für diese Kinder eine Quelle der Hoffnung und ein Schutz gegen Aufgeben und Resignation geworden zu sein, ein Gegengewicht zu den vorherrschenden Erfahrungen von Gewalt und schweren Traumatisierungen, denen sie jahrelang ausgeliefert gewesen waren.

Als wir die Frankfurter Präventionsstudie planten, von der in Kapitel 4 dieses Bandes berichtet wird, pfl egten wir die Hoffnung, dass es uns im Rahmen dieser auch noch so beschränkten Studie gelingen könnte, für einige Kindern ein helles Fenster in ihrem düsteren kindlichen Alltag zu öffnen, vor allem durch die Unterstützung der Erzieherinnen und Eltern, aber auch durch unsere Mitarbeiterinnen oder – in Einzelfällen – durch analytische Kinder- und Jugendlichentherapeutinnen.

Allerdings war uns als Psychoanalytiker gleichzeitig immer bewusst, dass wir Kindern bestenfalls helfen könnten, den Mut nicht zu verlieren, sich der Welt der Erwachsenen zuzuwenden und für sich selbst eine lebenswerte Zukunft zu erhoffen. Das Leiden an ihren fehlenden Kindheiten und den teilweise unerträglichen Realitäten ihres Lebensalltags sollte dadurch nicht verleugnet oder bagatellisiert werden. Dies ist in der Tat eine gewisse Gefahr beim Gebrauch des Begriffs „Resilienz“, wie in Kapitel 2 diskutiert werden wird. So zeigten z. B. Henry Massie und Nathan Szajnberg (2006) in ihrer eindrücklichen Studie auf, dass sich Spuren von psychischem und physischem Missbrauch und Gewalterfahrungen auch bei jenen Erwachsenen finden ließen, die sich – nach den Kriterien der Resilienzforschung – erstaunlich positiv entwickelt hatten. Die beiden Autoren führten nach 30 Jahren eine Nachuntersuchung jener ehemaligen Säuglinge durch, die Sylvia Brody und Sidney Axelrad in den 1960er-Jahren untersucht hatten. Sie schreiben zusammenfassend: „Resilienz könnte dafür ein vordergründiges Konzept sein. In dieser Fallreihe, scheinbar angemessener Bewältigungsstrategien, vormals misshandelter Kinder, war der Preis immer eine besonders emotionale Verletzlichkeit und ein beeinträchtigt es Potenzial...“ (S. 471)

Ein weiteres Ziel der Frankfurter Präventionsstudie war es wissenschaftlich nachzuweisen, dass sich Prävention lohnt, auch wenn oft viele der pathogenen Faktoren in Familie, Institution und Gesellschaft nicht verändert werden können. Selbstverständlich möchten wir dadurch nicht von der Notwendigkeit politischen Handelns ablenken – im Gegenteil: Wir hoffen, durch die konkreten Beobachtungen und Ergebnisse der Studie auf die akut drohende Desintegration und Gewaltentwicklung hinzuweisen und auch einige der politischen Verantwortlichen etwa durch Schilderungen konkreter

Fallbeispiele zu erreichen und sie in der Einsicht zu bestärken, wie wichtig Frühprävention ist und wie sehr sich Anstrengungen zur Verbesserung von Bildungsinstitutionen lohnen.

Als Beispiel der eben erwähnten krasser werdenden Unterschiede zwischen heutigen Kindheiten kurz eine Illustration von zwei (deutschen) Kindern aus unserer Studie:

Marion ist die fünfjährige Tochter eines Lehrerehepaars, die beide ihren Beruf ausüben. Die Großeltern mütterlicherseits leben in der Nähe und übernehmen vormittags die Kinderbetreuung bis zum Eintritt in die Kindertagesstätte, als die Mutter nach dem Jahr Mutterschutz ihre Tätigkeit als Grundschullehrerin wieder aufnahm. Marion hat einen um zwei Jahre älteren Bruder. Sie wirkt auf die Erzieherinnen und die Projektmitarbeiterin wie ein Kind, das „auf der Sonnenseite dieser Welt geboren wurde“, voll von Lebensfreude, Zuversicht, Phantasie, Kreativität und Neugier. Sie hat viele Freundinnen und Freunde, mit denen sie ihre Zeit in der Kita teilt: Sie ist eine begabte Zeichnerin, erzählt gerne Geschichten und Witze, und turnt gerne. Den Erzieherinnen fällt sie durch die ihre Heiterkeit, ihre große Einfühlung und ihre sozialen Fähigkeiten auf. In Konflikten kann sie sich gut durchsetzen und ihre Gefühle, auch Ärger und Enttäuschung, direkt ausdrücken. Marion hat, aus psychoanalytischer Sicht, aufgrund tragfähiger, einfühlsamer früher Objektbeziehungen eine sichere Bindung entwickeln können, wie wir aus vielen Studien wissen, ein zentraler protektiver Faktor für die weitere Entwicklung. Marion gehört zu den Kindern, die es wahrscheinlich – historisch gesehen gerade in einem Land wie Deutschland – so gut haben wie kaum Kinder je zuvor. Sie wachsen mit Eltern auf, die sich – dank ihrer Persönlichkeit und aufgrund ihrer Bildung – sowohl durch Einfühlung in kindliche Bedürfnisse, durch Wissen um Merkmale und Charakteristika der frühkindlichen Entwicklung und ihrer Manifestationen sowie - dank ihrer eigenen inneren und äußeren Situation – durch die Fähigkeit zur „reifen Elternschaft“ ausweisen.

Lisa (4,5 Jahre) lebt in der gleichen Stadt, doch ihre Kindheit sieht ganz anders aus. Sie hat eine ältere und eine jüngere Schwester. Alle Kinder haben unterschiedliche Väter. Derzeit lebt ein neuer Freund der Mutter in der Familie. Zum leiblichen Vater besteht wenig Kontakt, obwohl das Kind ihn häufig erwähnt und ihn in der Phantasie idealisiert. Die Mutter ist Sozialhilfeempfängerin und hat immer wieder verschiedene Jobs. Die Herkunftsfamilie der Mutter ist ebenfalls lange beim Jugendamt bekannt. Es gab in der Vergangenheit schon die Drohung des Kindesentzuges (für den Bruder der Mutter) aufgrund eines Verdachts auf sexuellem Missbrauch. Die Mutter äußert daher, sie habe schlechte Erfahrungen mit Ämtern. Lisa fällt durch große Distanzlosigkeit auf. Sie nimmt sofort körperlichen Kontakt auf, umarmt und herzt Erwachsene. Nach Aussagen der Mutter verhält sie sich außerhalb der Kita genau gegenteilig. Sie hat große Ängste, schon bei kleineren Ereignissen, z. B. im Einkaufszentrum, bei weniger

Metern Entfernung von der Mutter beginnt sie zu weinen und völlig hilflos zu wirken. In der Kita fällt auf, dass sie inzwischen keine Freundinnen mehr hat. Sie stört meist andere Kinder beim Spiel und versucht nur mit den Erwachsenen zu spielen. Sie ist dabei schnell frustriert und reagiert aggressiv, vor allem Schwächeren gegenüber. Beim Spiel selbst fällt es ihr schwer, sich länger auf etwas zu konzentrieren, sie ist auch motorisch sehr unruhig und wird von den Erzieherinnen als „hyperaktiv“ bezeichnet. Am meisten erschreckt die Erzieherinnen, dass sie entdeckt haben, dass sich Lisa zuweilen mit einem Messer in den Arm schneidet, das Blut aufleckt und äußert, es schmecke ihr gut...

Lisa ist eines der Kinder unserer Studie, das dringend sozialpädagogische und psychotherapeutische Hilfe brauchte. Wie viele Studien zu geschlechtsspezifischen, psychopathologischen Entwicklungen zeigen, scheint es nicht zufällig, dass sie – ein Mädchen – schon im frühen Alter den Weg in psychische und psychosomatische Symptome wählt, während Jungs häufiger aggressiv und sozial destruktiv werden.

Vor der seelischen und psychosozialen Situation von Kindern wie Lisa die Augen nicht zu verschließen, ist – dies sei wenigstens kurz angemerkt – nicht nur für Lisa und ihre Familie selbst entscheidend. Bekommt sie die Hilfe, die sie benötigt, hat dies auch eine Auswirkung auf die gesamte Atmosphäre in der Kita. Kinder, Erzieherinnen und Eltern werden konkret erfahren, dass jemand Hilfe bekommt, der sie braucht – exemplarisch eine Erfahrung von Humanität und Einfühlung, statt Gleichgültigkeit, Resignation und individuellem und kollektivem Wegschauen! Gerade die Betroffenen selbst scheinen sehr präzise wahrzunehmen, welche Kurz- und Langzeitfolgen das Wegschauen und Verleugnen von Problemen hat. Auch wissenschaftliche Untersuchungen von so genannten „high-risk-families“ belegen, dass chronische Erfahrungen von Gewalt und Verwahrlosung (z. B. gewalttätige Väter, Missbrauchserfahrungen, Zeugenschaft häuslicher Gewaltszenen etc.) zu einer asozialen Entwicklung bei den Heranwachsenden führen. Diese Phänomene treten gehäuft bei jenen Familien auf, die sich – etwa bedingt durch Langzeitarbeitslosigkeit – am Rande der Gesellschaft befinden und sich oft mit ihrem Schicksal abgefunden zu haben scheinen. Sie haben resigniert und vermitteln ihren Kindern, dass sie auch für sie kaum mit einer besseren Zukunft rechnen. Allerdings verdient gleichzeitig die beunruhigende Beobachtung von Lehrern und Erziehern unsere Aufmerksamkeit, dass die Entwicklung von Gewaltbereitschaft und -handlungen nicht mehr auf Kinder aus diesen „high-risk-Milieus“ beschränkt werden kann, sondern in beunruhigender Weise auch bei Kindern aus sog. „normalen Verhältnissen“ bzw. bei anderen „Risikogruppen“ (z. B. bei Scheidungskindern, Kindern aus multikulturellen Familien etc.) zu beobachten ist. Eine weitere irritierende Beobachtung von Praktikern ist, dass immer jüngere Kinder bereit scheinen, ihre Konflikte gewaltsam auszutragen und sich dabei gegenseitig ernsthaft zu verletzen. Dies ist auch deshalb alarmierend, weil verschiedene Studien, vor allem aus dem Bereich der empirischen Bindungsforschung, darauf hingewiesen haben, dass die

Wahrscheinlichkeit, antisoziales Verhalten beizubehalten, um so größer ist, je jünger die Kinder sind, bei denen Verhaltensauffälligkeiten auftreten. Zeigen sich schon bei Dreijährigen massiv aggressiv-destruktive Verhaltensweisen, ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass sie später zu jenen 3 % der Jugendlichen gehören werden, die das gefährliche Gewaltpotential in unserer Gesellschaft ausmachen werden (vgl. Fonagy, 2007). Fonagy spricht von einem „violent attachment pattern“, das diese Kinder in Identifikation mit ihrem gewalttätigen Aggressor entwickelt haben und was sie – in grausamen Wiederholungszwang – oft dazu bringt, als Adoleszente oder Erwachsene selbst gewalttätig oder gar zu Mördern zu werden.

Als Psychoanalytikerin denke ich bei solchen Phänomenen vor allem an die betroffenen Kinder und ihre Zukunft. Doch handelt es sich nicht nur um ein individuelles, sondern gleichzeitig um ein institutionelles und gesellschaftliches Problem höchster Priorität.

Karl Lauterbach (2007) schreibt in seinem vor kurzem erschienenen Buch „Der Zweiklassen Staat. Wie die Privilegierten Deutschland ruinieren“: „In keinem Land in ganz Europa hängen die Bildungsergebnisse... so sehr vom Einkommen der Eltern ab wie in Deutschland ... Der Hauptunterschied zu den Vereinigten Staaten besteht darin, dass wir dies bestreiten, weil wir es eigentlich falsch finden, während die Amerikaner solche Unterschiede in großen Teilen für richtig halten. Wir wähnen uns in einer Gesellschaft, die die Ideale der Chancengleichheit und der sozialen Gerechtigkeit verwirklicht hat, und der Staat hilft, diese Fiktion zu erhalten.“

Es ist eine Schande: Statt für einen gerechten Ausgleich zu sorgen, vergrößert der deutsche Staat die Kluft zwischen Arm und Reich. Intelligente Kinder aus armen und bildungsfernen Familien haben – bei gleicher Leistung – eine vielfach geringere Chance, aufs Gymnasium zu kommen und zu studieren. Deutschland ist nicht nur ungerechter, als wir wahrhaben wollen, sondern auch schutzlos den Herausforderungen des demographischen Wandels und der Globalisierung ausgesetzt. Es ist ein kinderarmes Land, das bei der Integration versagt, seine Talente zum großen Teil verschwendet und seine Sozialsysteme bald nicht mehr bezahlen kann...“ (S. 5). Auch vor diesem Hintergrund werden der Umgang mit Zuwanderern, mit Migranten und ihre Integration in unsere Gemeinschaft wesentlich über unsere Zukunft entscheiden.

1.2 Migrantenschicksale – immer noch ein dunkler Fleck in unserer Wahrnehmung

Im Gegensatz zu vielen anderen europäischen Ländern und den USA scheinen viele Menschen in Deutschland nach wie vor zu verleugnen, dass Deutschland schon lange ein Einwanderungsland ist und die Integration der ausländischen Kinder zu einer der vordringlichsten gesellschaftlichen Aufgaben geworden ist.

Es ist bekannt, dass Migrantenkinder in unseren Bildungsinstitutionen besonders benachteiligt sind. Mittlerweile erhält nur noch jeder Vierte von ihnen einen Ausbildungsplatz – mit sinkender Tendenz.

Die im Dezember 2007 veröffentlichten Ergebnisse der neuen PISA-Studie (Programme for International Assessment) des Jahres 2006 haben gezeigt, dass Deutschland im Vergleich mit den ersten beiden PISA-Studien (2000 und 2003) vor allem bezüglich der Schulleistungen in den naturwissenschaftlichen Fächern deutlich aufholen konnte; es belegt nun Rang 8 unter den 30 OECD-Ländern und Rang 13 unter allen 57 teilnehmenden Ländern. Bezüglich der Lesekompetenz und auch im Fach Mathematik befindet sich Deutschland allerdings weiterhin im Mittelfeld (Rang 18 bzw. 20). Allerdings bleibt weiterhin alarmierend, dass bezüglich ihrer Lesekompetenz Kinder aus Migrantenfamilien in Deutschland dramatisch schlechter abschneiden: Kinder, deren beide Eltern im Ausland geboren sind, erzielen 93 Punkte weniger in den Testergebnissen als Kinder deutscher Eltern (bei einem Mittelwert von 495 Punkten unter allen Kindern). Dieser Abstand entspricht ungefähr einem Schulwissen von 2,5 Jahren. Wie in kaum einem anderen Land Europas scheint in Deutschland die Integration von Einwanderungsfamilien zu scheitern. Eine wesentliche Ursache dafür ist (wie auch die PISA-Studien bestätigt) mangelnde Sprachkenntnisse und hier vor allem der Faktor, ob und wie stark Deutsch als innerfamiliäre Sprache bereits im Vorschulalter der Kinder ausgeübt wird. Wie in diesem Band diskutiert werden soll, ist eine über diesen Sprachfaktor hinausgehende Ursache für eine fehlende oder mangelhafte Frühintegration dieser Kinder der Bindungsfaktor zwischen Mutter und Kleinkind und die spezifische, durch Migration hervorgerufene Störung dieser „natürlichen“ Bindung mit ihren Folgen für die Entwicklung des Kindes.

Migration wird in verschiedenen psychoanalytischen Arbeiten als ein schockartiger Verlust von kulturellen Sinnsystemen und des eigenen Halts in der Ursprungskultur beschrieben. Es gibt unterschiedlich kreative Umgangsweisen damit, z. B. das Ausbilden einer bi-kulturellen Identität oder einer multiplen, hybriden oder gemischten Identität. „Ein Schlüsselmoment tritt im Familienkreis mit der Geburt einer neuen Generation ein, wenn selbst die kreative Balance zwischen Fortsetzung und Unterbrechung der kulturellen Identität in Frage gestellt wird. Eltern z. B. stellt sich die Frage, wie sie ihren Kindern ihre Kulturen näher bringen oder kurz gesagt, wie mit der Veränderung oder dem bevorstehenden neuen Leben einer „bi-kulturellen Identität“ anhaftende Stärken und Schwächen plötzlich konfliktträchtiger werden. Wir betrachten dies als einen Aspekt, der im Zusammenhang allgemeiner Immigrationsprozesse steht“. (Meurs, 2006, S. 269).

Daher scheint es kein Zufall, dass sich viele Konflikte von Migrantenfamilien gerade im Bildungsbereich manifestieren und sich zu einem immer ernster werdenden gesellschaftlichen Problem entwickeln, denn sie betreffen einen zunehmend großen Teil der Bevölkerung in westlichen Ländern wie Deutschland. Zudem ist eine nicht gelingende Integration eine Hauptursache nicht nur für das Scheitern von Bildungswegen, sondern auch für Jugendarbeitslosigkeit, Dissozialität und Kriminalität.

Was verstehen wir unter „Migrationsfamilien“?

Unter dem Begriff „Bevölkerung mit Migrationshintergrund“ werden alle Personen erfasst, die entweder seit 1950 auf das heutige Gebiet der BRD selbst zugewandert sind (Personen mit eigener Migrationserfahrung), alle in Deutschland geborenen Ausländer und alle in Deutschland als Deutsche Geborenen mit mindestens einem zugewanderten oder als Ausländer in Deutschland geborenen Elternteil. Dazu einige aktuelle Zahlen (aus „Migration und Bevölkerung“, beruhend auf Daten des Statistischen Bundesamtes Wiesbaden, zusammengestellt von Prof. Dr. B. Rüger, 2008²):

In Deutschland leben 15,3 Millionen Menschen mit Migrationshintergrund (18,6 % der Bevölkerung), darunter 7,3 Millionen Ausländer und 8,0 Millionen Deutsche. Unter den 15,3 Millionen gibt es 10,4 Millionen Personen mit eigener Migrationserfahrung (5,6 Mio. Ausländer und 4,8 Mio. Deutsche). In vielen Großstädten liegt der Anteil der Bevölkerung mit Migrationshintergrund bei 30–40 %. Darüber hinaus ist die Bevölkerung mit Migrationshintergrund deutlich jünger als die Gesamtbevölkerung. In der für uns besonders wichtigen Altersgruppe der unter 5-Jährigen gehört ein Anteil von 33 % zu Kindern mit Migrationshintergrund, in vielen Großstädten liegt dieser Anteil sogar deutlich über 50 %, in sechs Großstädten sogar über 60 % (z. B. in Nürnberg: 67 %, Frankfurt/Main: 65 %, Düsseldorf: 64 %). Eine wichtige Ursache dafür ist (neben dem Ehegatten- und Familiennachzug) die in den letzten Jahrzehnten anhaltend deutlich niedrigere Geburtenrate der Deutschen ohne Migrationshintergrund im Vergleich zur Population mit Migrationshintergrund.

Bei Kindern aus Migrantenfamilien bündeln sich oft die Nachteile: Die Eltern scheinen wenig Interesse an Bildung überhaupt, sowie an der Bildung ihrer eigenen Kinder zu haben. Oft gehören sie zu der sozialen Unterschicht, sind arm, leiden an vielfältigen sozialen Problemen und verfügen nur über rudimentäre Sprachkenntnisse. Übereinstimmend stellen daher Experten fest, dass korrigierende, supportive Maßnahmen Migrantenkinder so früh wie möglich erreichen sollten, denn die meisten zeigen schon bei Schuleintritt kaum mehr ausgleichende Defizite (z. B. bezüglich des Spracherwerbes, aber auch der sozialen Kompetenzen). Vorgeschlagen werden verpflichtende Sprachkurse für Eltern, Krippenbetreuung, verbindlicher Kindergartenbesuch (mit besser ausgebildeten Erzieherinnen) sowie die Einführung einer ganztägigen Pflichtvorschule.

Daher richten sich Integrationsmaßnahmen, wie wir sie in der FP versuchten, oder wie sie im FIRST STEP-Programm aus Belgien praktiziert werden (vgl. Kapitel 4) auch auf Migrantenfamilien, denn sie stellen keine „Minderheit“ mehr dar, sondern einen in eine Mehrheit hineinwachsenden Anteil unserer Bevölkerung.

So war eines der Ziele FP, Kinder aus Migrantens- und anderen sozial benachteiligten Familien in der ersten Bildungsinstitution zu erreichen,

² Ich danke Prof. Rüger, Angelika Wolff, Claudia Burkhardt-Mussmann und in anderer Weise Heike Schmoll für die gemeinsame Arbeit an einem Forschungsantrag an die Hertie-Stiftung, aus dem einige der folgenden Überlegungen stammen.

die von den meisten hier in Deutschland in Anspruch genommen wird: die Kindertagesstätten. Wir wussten zwar schon vor Beginn der Studie, dass wir in einer multikulturellen Stadt leben. Als wir jedoch die konkrete Integrationsaufgabe, die diese Einrichtungen tagtäglich leisten, wirklich zu Gesicht bekamen, bekam dieses Wissen eine andere Gegenwärtigkeit und Realität. So waren in einer Einrichtung mit 108 Kindern Kinder aus 24 Nationen vertreten – nur vier waren Deutsche und hier aufgewachsen. – Wir brauchten drei arabische Dolmetscherinnen, als wir unsere Studie am Elternabend vorstellten. In einer anderen Einrichtung stammen 80 % der Kinder aus muslimischen Familien. Erstaunlich viele ihrer Mütter sind zum Islam übergetreten und verfolgen die Regeln dieser ihnen ursprünglich fremden Religion, so die Kitaleiterin, oft rigider als die Frauen, die in einer muslimischen Kultur aufgewachsen sind. Sie besuchen die Moscheen – werden aber oft dort als Fremde wahrgenommen. Aus einer psychoanalytischen Perspektive kann nur vermutet werden, in welcher großen Identitätskonflikte diese Frauen geraten: Sie gehören weder der einen noch der anderen Kultur wirklich an!

Die psychische und psychosoziale Situation der Mütter und Väter entscheidet weitgehend über die Startchancen ihrer Kinder – in der eigenen oder einer fremden Kultur. Alle verschiedenen psychoanalytischen Schulen stimmen darin überein, dass der menschliche Säugling als „psychophysiologische Frühgeburt“ zur Welt kommt und daher existenziell davon abhängt, wie er von seinen primären Beziehungspersonen in Empfang genommen wird. Biologisch angelegt, öffnet sich kurz nach der Geburt bei der Mutter (aufgrund der hormonellen und psychosozialen Krise) ein Zeitfenster für ein großes Bedürfnis nach Unterstützung und Anlehnung, nach Austausch über die tausend kleinen Alltagsprobleme mit einem Neugeborenen und nach Beratung, um der lebenswichtigen Funktion, die sie für ihren Säugling zu übernehmen hat, adäquat entsprechen zu können. Sie ahnt, dass in diesen ersten Tagen und Wochen, die Weichen sowohl für die Anbahnung der frühen Mutter-Kind-Beziehung als auch für wesentliche Richtungen der psychischen und psychosozialen Entwicklung ihres Babys gestellt werden.

Diese psychobiologische Situation kann nun unserer Meinung nach für eine früheste Prävention genutzt werden. So bietet sich z. B. bezogen auf die eben erwähnte Gruppe von Migrantinnen, daher in der Zeit kurz nach der Geburt eine einzigartige Chance, sie mit Angeboten zu erreichen, die ihre Wünsche nach „belonging-to“, nach Aufgenommensein und Zugehörigkeit aufnehmen, dabei die besonderen Probleme des Isoliertseins in einem fremden Gastland ernst nehmen und Hilfe anbieten, dass das Neugeborene gut gedeihen kann. Der Wunsch und das Interesse an einer möglichst guten Entwicklung des Kindes können bei einem solchen Angebot als erste und bedeutsame Gemeinsamkeit von Migranteltern und der Gesellschaft des Gastlandes fungieren und sinnvoll für eine frühe Integration genutzt werden. Gerade Mütter, die aus unterschiedlichsten Gründen ihre Heimat (und meist auch ihre Familie) verlassen haben, fühlen sich in dieser Zeit einsam, ziehen sich besonders leicht depressiv zurück oder klammern sich

an ihr Baby und fühlen sich doch selber schutzbedürftig. Gleichzeitig sind die meisten Mütter (Eltern) nach der Geburt ihres Kindes von dem Wunsch getragen, die bestmöglichen (sozialen) Bedingungen für ihren Säugling zu schaffen. Oft nehmen daher sogar Mütter und Väter aus den so genannten „Hoch-Risiko-Familien“ in dieser Zeit Hilfsangebote an, die sie sonst vermeiden würden, eine Chance, die wir in einem Anschlussprojekt der FP zu nutzen versuchen (wie übrigens auch das Projekt von Cierpka und seinen Mitarbeitern, das eben in Offenbach begonnen hat).

Wie viele Studien aus dem Bereich der empirischen Säuglingsforschung, der Bindungsforschung und der Psychoanalyse belegen, sind tragende emotionale Beziehungserfahrungen im ersten Lebensjahr die beste Voraussetzung für eine gelingende psychische, kognitive und psychosoziale Entwicklung einschließlich des Spracherwerbs. So entwickelt sich z. B. die Art des empirisch messbaren „Bindungstyps“ auf der Basis der kontinuierlichen, wichtigsten Beziehungserfahrungen mit den Primärobjekten im Laufe des ersten Lebensjahres. Sicher gebundene Kinder zeigen – verglichen mit den unsicher gebundenen Kindern – schon im Kindergarten ein kreativeres Problemlösungsverhalten, sind weniger häufig in aggressiv-destruktive Konflikte verwickelt und haben mehr Freunde. Es ist davon auszugehen, dass sich sicher gebundene Migrantenkinder auch besser in die fremde Kultur integrieren, neugieriger sein können und daher ein ausgeprägteres Explorationsverhalten zeigen – auch gegenüber der Andersartigkeit und der Sprache des Gastlandes – als unsicher gebundene Kinder. Urvertrauen begründet am Ende des 1. Lebensjahres beobachtbar ein „Liebesverhältnis mit der Welt“. Bindungsforscher beschreiben einen zentralen Antagonismus zwischen Bindungs- und Explorationsverhalten. Erlebt ein Kind in einer Gefahrensituation Angst, aktiviert es sein Bindungssystem und sucht Schutz und Nähe bei seiner Bindungsperson. Es stellt sofort sein Explorationsverhalten ein. Erst wenn es sich wieder sicher fühlt, kann es sein Lern- und Explorationsverhalten wieder aufnehmen. Wie psychoanalytische Erfahrungen und Konzepte schon seit langem zeigen: Erfolgreiches Lernen kann nur aufgrund einer basalen äußeren und inneren Sicherheit (aufgrund tragender, sicherheitsspendender Beziehungen) erfolgen.

Dabei hat sich gezeigt, dass die Empathie der Mütter (bzw. der wichtigsten Bezugsperson des Säuglings) die wichtigste Variable ist, die Mütter von Kindern mit einem sicheren Bindungstyp von jenen mit unsicher gebundenen Kindern unterscheidet. Empathie ist eine menschliche Fähigkeit, über die die allermeisten Menschen – auch Neugeborenen gegenüber – verfügen. Allerdings ist diese Fähigkeit ausgesprochen störungsanfällig: Stress, Krankheit, Überforderung – oder auch ein Gefühl des Alleingelassenseins und der Isolation – beeinträchtigen als erstes die einfühlenden Fähigkeiten. Daher setzen verschiedene Frühpräventionsprojekte an dieser Stelle an und versuchen, die Bedingungen zu optimieren, die es jungen Migrantenfamilien, besonders den Müttern, erleichtern, eine „genügend gute“, empathische Beziehung zu ihrem Säugling zu entwickeln, um dadurch die Wahrscheinlichkeit zu erhöhen, dass sich eine tragende emotional-kognitive